Zeitschrift: Freiburger Geschichtsblätter
Herausgeber: Deutscher Geschichtsforschender Verein des Kantons Freiburg
Band: 67 (1990)

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

REZENSIONEN

Regina ZANONI-BORDEN, *Die Entwicklung des Mittelschulwesens in Freiburg in der Schweiz: von den Anfängen bis zur Gründung des Kollegiums Sankt Michael (1582)*, Freiburg, Schweiz 1989, 145 S.

Wer sich von dem vorliegenden Buch neue Aufschlüsse über das mittelalterliche stadtfreiburgische Schulwesen erhofft hatte, sieht sich bei der Lektüre gründlich enttäuscht; es wird nicht nur nichts Neues geboten, sondern überdies eine heillose Verwirrung angerichtet. Abgesehen von je zwei Stellen aus den Ratsmanualen und Missivenbüchern (S. 138, Quellen) berücksichtigt die Autorin grundsätzlich keine ungedruckten Quellen, da sie der Ansicht ist, daß «sich z. B. in den 'Ratsmanualen' und insbes. in den Seckelmeister-Rechnungen meistens nur lakonische Angaben (Zahlenkolonnen, Personalien) finden, die für uns wenig interessant sind» (S. 15 Anm. 4). Hingegen hält sie sich an Franz HEINEMANN, *Geschichte des Schul- und Bildungslebens im alten Freiburg bis zum 17. Jahrhundert*, Diss. Freiburg i. Ue. 1895, mit der fixen Idee, daß es auch schon im mittelalterlichen Freiburg Mittelschulen gegeben haben müsse. Das sieht dann so aus, daß sich bald (!) nach der Stadtgründung Zünfte angesiedelt (!) haben sollen, «die sowohl die berufliche und gesellschaftliche als auch die als mindestens so wichtig erachtete religiöse Erziehung der Lehrlinge» übernommen haben sollen (S. 23). Auch die Gebetsbruderschaften, worunter Frau Zanoni die Sebastians- und Sankt Martinsbruderschaft, Beginen, Brüder vom Hl. Geist (gemeint ist wohl die Hl. Geist-Bruderschaft), «Confrérie des Ames du Purgatoire» versteht, sollen «sich erstens der praktischen Ausbildung im Lesen, Schreiben und Handwerk und zweitens einer gewissen Charaktererziehung» angenommen haben, und dies auch noch «im Sinne Kerschensteiners und Girards» (S. 24f.). Auf «die partikulare Zugehörigkeit der *Schreibschulen* zu einem berufsorientierten *'mittelstufigen'* Ausbildungsniveau» kommt die Autorin in der Meinung, daß «die Handwerker und Zunftmeister in der Lage sein mußten, korrekte Lehrlingsverträge abzufassen; die Händler, ordnungsgemäße Kaufurkunden auszustellen; die Ratsmitglieder, die Kanzleisprache zu handhaben und formgerechte Protokolle, Urkunden, eidesstattliche Erklärungen u. dgl. m. aufzuzeichnen» (S. 33), Annahmen, die beweisen, daß die Verfasserin vom

freiburgischen Notariats- und Kanzleiwesen keinerlei Notiz genommen hat. In den freiburgischen Notariatsregistern hätte sie auch – und zwar sogar gedruckt – eine Masse von Lehrlingsverträgen finden können (s. *Mittelalterliche Wirtschaft im Alltag. Quellen zur Geschichte von Gewerbe, Industrie und Handel des 14. und 15. Jahrhunderts aus den Notariatsregistern von Freiburg im Uechtland*, hg. von Hektor AMMANN, Bd. 1, Aarau 1942/1954), und hier, in der Schreibschule des Notars Richard von Fillistorf (s. Monika NOTTER, *Formularbehelfe um 1400. Edition des deutschen Formularbuches AEF, RN 3351 des Richard von Fillistorf (1377–1425)*, Diss. Freiburg i. Ue., Zürich 1976), hätte sie vielleicht auch die «Fachkurse in Buchhaltung und Handelskorrespondenz» finden können, welche sie (S. 23f.) vergeblich sucht. Die Autorin kennt auch nicht den Aufsatz von Nicolas MORARD, *«Grande» et «petite» école: «magister» et «magistra» à Fribourg (1249–1425)*, in: Zeitschrift für Schweizerische Kirchengeschichte 81 (1987), S. 83–104, der ihr nicht nur für ihr Kapitel über die Mädchenschulen (S. 40f.) hätte von Nutzen sein können. Vollends unerträglich ist die Aktualisierung des Skriptoriums des Klosters Altenryf als «Kunstgewerbeschule» (S. 25). Mühe bekundet Frau Zanoni auch mit dem «kommunalen Sonderstatus der freiburgischen Stadtschule» (S. 52), weiß sie doch aus der Literatur, daß es andernorts seit dem Ende des 12. Jahrhunderts zu «häufigen Kompetenzstreitigkeiten zwischen Stadtverwaltung und Bischof bzw. Chorherren» gekommen ist, worüber ihr – wen wunderts? – «inbezug auf FR [!] keine näheren Angaben bekannt» sind (S. 53 Anm. 29). Auch die Bezeichnung der Lateinschule als Statusschule der patrizischen Oligarchie (S. 57) zielt völlig an der Wirklichkeit vorbei. Problematisch ist weiter das Durchziehen der Thematik vom Mittelalter bis 1582 mit ständigen Rückgriffen auf mittelalterliche Zustände (s. etwa S. 62f.). Die führenden Köpfe des 16. Jahrhunderts, Simon Schibenhart und Peter Schneuwly, beide Pröpste (nicht «Pröbste»!) von St. Niklaus, kommen zwar ständig vor, werden aber erst S. 115f. vorgestellt, und zwar in völlig unzureichender Art, kennt Frau Zanoni doch den Artikel über das Kollegiatstift St. Niklaus in der neuen Helvetia Sacra nicht (s. *Helvetia Sacra II/2: Die weltlichen Kollegiatstifte der deutsch- und französischsprachigen Schweiz*, red. von Guy P. MARCHAL, Bern 1977). Entsprechenden Unsinn schreibt sie denn (S. 99) auch über seine Gründung: «Peter Falck, der übrigens als erster den Plan einer katholischen [!] Universität ins Auge faßte, richtete 1515 die Stiftung St. Niklaus, eine regelmäßig und großzügig entlohnte Chorherrenstelle für talentierte Kleriker, ein», mit Verweis auf «Ruffieux ebd., 309–310» (S. 99 Anm. 31), will heissen auf die Geschichte des Kantons Freiburg. Zu allem Überfluß soll das Kollegiatstift aus der Kantorei herausgewachsen sein (Zanoni, S. 107). Der Gipfel ist, daß die Autorin den Landstädten Murten, Estavayer, Romont, Châtel-Saint-Denis, Bulle, Grandson und Greyerz, deren Lateinschulen sie (S. 72f.) ebenfalls kurz «behandelt», d. h. auf Mittelstufenniveau hebt, anschließend den Vorwurf macht, sie hätten die Elementarschulen vernachlässigt (S. 73). Bei soviel Mittelschule ist schließlich nicht mehr einsichtig, warum Freiburg am Ende des 16. Jahrhunderts überhaupt noch ein Kollegium brauchte (S. 113); das Buch führt sich selber «ad absurdum».

KATHRIN UTZ TREMP

Peter BOSCHUNG, *Die freiburgische Sprachenfrage. Leidensgeschichte und Aufbruch einer Minderheit*, Freiburg 1989, 176 S., Karten.

Der Untertitel des Büchleins verrät die engagierte Haltung des Verfassers, der sich seit vier Jahrzehnten mit der freiburgischen Sprachgeschichte befaßt und für die Rechte der deutschsprachigen Minderheit im Kanton einsetzt. In Würdigung seines Schaffens hat ihm die Philosophische Fakultät der Universität Freiburg im vergangenen Jubiläumsjahr den Doktortitel «honoris causa» verliehen. Als eine Art Synthese legt er heute nach verschiedenen Einzeluntersuchungen (vgl. zuletzt FG 64, 1985/86, S. 107–45) eine Überblicksdarstellung über die Geschichte der beiden Sprachgruppen Freiburgs von der Stadtgründung 1157 bis zur unmittelbaren Gegenwart vor. Der darstellende Teil wird durch zwei Texte über die Rechte der Minderheiten allgemein (von Johannes Paul II. und vom Zürcher Staatsrechtslehrer Werner Kägi) und durch ein weitgefaßtes, nützliches Literaturverzeichnis zum Thema ergänzt.

Mit breiter Quellenkenntnis behandelt Boschung die Etappen des Zusammenlebens von Deutsch und Welsch. Besondere Aufmerksamkeit widmet er den Zeiten des Übergangs in diesem «säkularen Schaukelspiel» (S. 1) im Kräfteverhältnis der beiden Sprachen auf Freiburger Boden: dem Eintritt Freiburgs in die alemannische Eidgenossenschaft am Ende des Mittelalters, den Umwälzungen in der Revolutionszeit, der radikalen Herrschaft in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Einige weitverbreitete irrige Vorstellungen werden hier korrigiert: So wiesen die beiden Sprachgruppen während des 14./15. Jahrhunderts in der Stadt und ihrem Herrschaftsgebiet annähernd gleiche Stärke auf. In der Restaurationszeit (1814–1831) bildete Deutsch nicht die ausschließliche Amtssprache. In der amtlichen Unterdrückung bzw. Verdrängung der deutschen Ortsnamen (Verwaltung, Wegweiser und Strassenschilder) erreichte die offizielle Sprachenpolitik ihren Höhepunkt erst in den Jahren nach 1920.

Die Stärke der gut geschriebenen Arbeit liegt in der Vielseitigkeit der erfaßten Lebensbereiche, eingedenk der Tatsache, daß die Sprache in allen Lebensvorgängen gegenwärtig ist und jede geschichtliche Erscheinungsform eines mehrsprachigen Gemeinwesens immer auch Sprachgeschichte beinhaltet. Neben den obrigkeitlichen Verordnungen, Verwaltungseinteilungen (mit Karten gut illustriert), dem Gerichts- und Schulwesen, der Presse und Parteienlandschaft, dem kulturellen Leben, kommen ebenso die demographisch-migratorischen und wirtschaftlichen Aspekte zur Sprache. Auch das in der heutigen sprachpolitischen Auseinandersetzung zentrale Thema der Grenz- und Mischzonen wird in seiner historischen Entwicklung betrachtet. Auf manchen Feldern muß sich Boschung freilich mit skizzenhaften Annäherungen begnügen, vielfach fehlen gesicherte Erkenntnisse der Geschichtsforschung. In diesem Sinn ist der mit Temperament, doch auch behutsam und einfühlend geschriebene Text zugleich Anregung und Herausforderung an die Historikerschaft unseres Kantons, sich des lange Zeit vernachlässigten Themas anzunehmen. Dem Büchlein ist weiter zu wünschen, daß es über das Deutschfreiburger Publikum hinaus auch im welschen Kantonsteil gelesen – und rezipiert werde.

ERNST TREMP

Andreas BLAUERT, *Frühe Hexenverfolgungen: Ketzer-, Zauberei- und Hexenprozesse des 15. Jahrhunderts*, Hamburg 1989 (=Sozialgeschichtliche Bibliothek bei Junius, Bd. 5), 178 S.

Das vorliegende hübsch ausgestattete Buch ist für Freiburg deshalb etwas ausführlicher zu besprechen, weil Freiburger Quellen darin eine wichtige Rolle spielen. Die Untersuchungsregion dieser bei Prof. A. Borst an der Universität Konstanz entstandenen Dissertation ist – was aus dem Titel nicht hervorgeht – das Gebiet der nachmaligen Schweiz, insbesondere das Dreieck zwischen den Städten Luzern, Lausanne und Neuenburg, wo es besonders frühe Hexenverfolgungen gegeben hat. Wenn in den Seckelmeisterrechnungen der Stadt Freiburg um 1430 von «vaudois» die Rede ist, so sind damit, wie aus den gleichzeitigen Prozeßakten zu erschließen ist, Waldenser gemeint, Anhänger also jener häretischen Sekte, die ihre Ursprünge auf den Lyoner Kaufmann Petrus Waldes (um 1200) zurückführte. Wenn in den Freiburger Seckelmeisterrechnungen um 1440 erneut von «vaudois» die Rede ist, dann kann man diesmal mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuten, daß damit Hexer und Hexen gemeint waren, auch wenn die Prozeßakten nicht überliefert sind. Im Jahrzehnt zwischen 1430 und 1440 muß sich also ein Bedeutungswandel des Wortes «vaudois» von «Ketzer» zu «Hexe(r)» vollzogen haben. In dieser Bedeutungsverschiebung kommt die Häretisierung des Hexenwesens zum Ausdruck, welche für die als Hexer und Hexen verdächtigten Männer und Frauen bis weit ins 17. Jahrhundert schwerwiegendste Folgen hatte. Sie hat sich, von Süden kommend, in der Westschweiz zuerst durchgesetzt und von da auf die Deutschschweiz übergegriffen. Die Rolle der geistigen Drehscheibe spielte dabei das Konzil von Basel. Hier verfaßte um 1440/42 Martin Le Franc, Sekretär Papst Felix' V. und nachmaliger Propst des Domkapitels von Lausanne (zu ihm siehe in Ergänzung der Literaturangaben bei Blauert auch *Helvetia Sacra* I/4: *Le diocèse de Lausanne ...*, Basel/Frankfurt a. M. 1988, S. 386f.) seinen «Champion des Dames» mit einem Bericht über die Hexen im Briançonnais. Am Konzil nahm in seinen Anfängen auch Johannes Nider, damals Prior des von ihm reformierten Dominikanerklosters in Basel, teil. Hier schrieb er um 1435/37 das 5. Buch seines «Formicarius» mit einem Bericht über Hexenverfolgungen im bernischen Simmental um 1400, der später auch in den «Hexenhammer» eingegangen ist. Es ist nicht auszuschließen, daß Nider dabei die Erzählungen seines Gewährsmannes, des Simmentaler Landvogtes Peter von Greyerz, im Sinn der Zauberei- und Hexereidiskussion der 1430er Jahre umgedeutet und daß es sich dabei ursprünglich um eine ländliche Variante der Waldenserprozesse gehandelt hat, die im Jahr 1399 in Bern und Freiburg geführt worden sind. Etwas Ähnliches mag der Schwyzer Landschreiber und nachmalige Luzerner Gerichtsschreiber Hans Fründ um 1440 (Blauert ist hier, S. 68, widersprüchlich) in seinem Bericht über die Hexen (oder eben Zauberer oder Ketzer) gemacht haben, die um 1430 das Wallis heimgesucht haben sollen. Trotz dieser Vermittlung durch Nider und Fründ blieb «das Substrat des Hexenprozesses in Zaubereidelikt bzw. Zaubereiprozeß» im östlichen Teil des Untersuchungsge-

bietes weitaus deutlicher als in den französisch-italienisch-westschweizerischen Regionen (Blauert, S. 112).

In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts kompliziert sich die Situation insofern, als jetzt die Quellen reichlicher fließen und es möglich wird, die sozialen Konflikte, welche zu den Hexenverfolgungen und -prozessen (freilich nur als «ultima ratio») geführt haben, besser zu fassen. So bei den 1498 in Dommartin (Waadt) und bei den um 1500 in Kriens (Luzern) geführten Prozessen. Je näher der Historiker dem Lebensschicksal eines als Hexer oder Hexe verfolgten Menschen kommt, desto mehr beginnt das Hexenklischee sich aufzulösen. Außerdem ist jetzt vermehrt den geistlichen und weltlichen Instanzen Beachtung zu schenken, welche auf eigene Initiative oder unter dem Druck der Bevölkerung Hexenprozesse geführt haben. Blauert meint, daß hier den Städten (Bern, Luzern und Freiburg) eine Vorreiterrolle zukomme und daß Zauberei- und Hexenprozesse insofern zumindest zu Beginn des 15. Jahrhunderts ein städtisches Phänomen waren und erst von den Städten aus in deren ländliche Territorien getragen wurden (S. 134). Die langandauernde Wirkungsfähigkeit des Hexenglaubens erklärt er sich – und uns – dadurch, daß dieser auf eine Vielzahl immer neuer Phänomene solange eine überzeugende Antwort wußte, als die religiös-motivierte Weltsicht der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen europäischen Gesellschaften Bestand hatte (S. 139).

Die Stärke von Blauerts Arbeit liegt zweifellos mehr in der Vermittlung solcher theoretischer Einsichten als in der Analyse der Quellen. Hier verfährt er oft zu summarisch, so etwa bei Hans Fründ, von dessen Bericht über die Vorgänge im Wallis 1428 nicht einmal eine kurze Zusammenfassung gegeben wird (S. 67f.). Im Kapitel über «Die Hexenprozesse von Vevey, Fribourg und Neuchâtel, 1438–1442» (S. 44–50) wird ein Prozeß gegen einen Pierre Vallin vorausgesetzt, ohne je vorgestellt worden zu sein. Aufgrund der knappen, häufig recht stereotypen Quellenanalysen kann man Blauerts weitreichende Folgerungen manchmal nicht nachvollziehen. Trotzdem ist seine Arbeit eine notwendige Etappe auf dem Weg der Forschung. Ihm kommt das Verdienst zu, das «schweizerische» Material – Prozesse und theoretische Abhandlungen – erstmals in eine wenn auch nur provisorische Reihe gestellt und eine Abfolge konstruiert zu haben. Der Ball liegt nun wieder bei der landesgeschichtlichen Forschung, die aufgerufen ist, ihr reiches Quellenmaterial (neu) aufzubereiten, ohne den Blick auf das Ganze zu verlieren. – Zum Schluß noch eine kleine Bemerkung aus Deutschfreiburger Sicht: Fribourg und Neuchâtel haben auch historische deutsche Namen, welche häßliche Wortbildungen wie die «Neuchâteler Prozesse» (S. 44, 46) überflüssig machen.

KATHRIN UTZ TREMP

Yvonne SCHÄRMELI, *Königsbrauch und Dreikönigsspiele im welschen Teil des Kantons Freiburg*, Freiburg 1988 (= Germanistica Friburgensia, Bd. 11), VIII, 222 S.

Der Mangel an erhaltenen volkssprachlichen Spieltexten und das verbreitete Vorurteil gegenüber 'bloßer Gebrauchsliteratur' haben lange Zeit dazu geführt, daß für das mittelalterliche Theater (sowohl in der Germanistik wie in der

Romanistik) ein eher punktuelles Interesse und für gewisse Bereiche ein geradezu eklatanter Mangel an historischem Grundlagenwissen bestand. Einige neuere systematische Quellensammlungen, wie etwa diejenigen von R. BERGMANN (1986) und B. NEUMANN (1987) für das geistliche Schauspiel im deutschen Sprachgebiet, haben hier einen wesentlichen Fortschritt gebracht, aber längst noch nicht den ganzen Nachholbedarf erschöpft.

Wichtig und verdienstvoll sind noch immer Arbeiten, die im regionalen Rahmen 'Spurensicherung' betreiben, durch systematische Sichtung der älteren lokalhistorischen Literatur und gezielte Suche in den Archiven, wie dies auch bei der 1988 erschienenen Arbeit von Y. Schärmeli der Fall ist. Sie zeigt geradezu exemplarisch, wieviel wertvolle und lebendige Informationen man aus eher trockenen historischen Dokumenten (Stadtrechnungen, Ratsmanualen usw.) gelegentlich so noch über jahrhundertelange örtliche Brauchtums- und Spieltraditionen erhalten kann, selbst wenn die Spieltexte unauffindbar bleiben. Bezeichnenderweise stand nämlich auch hier zu Beginn nur die Suche nach einem französischen Text, bzw. nach einem oder mehreren welschen 'Geschwistern' zum berühmten deutschen Freiburger Dreikönigsspiel; zum Glück ohne Erfolg, ist man versucht zu sagen. So ist es heute eine eigentlich germanistische Publikation, die uns neben den bereits bekannten Belegen zur Freiburger Spiellandschaft aus dem Zeitraum vom 15.–19. Jahrhundert eine Reihe neuer handschriftlicher Quellen erschließt, vor allem aus dem französischsprachigen Kantonsteil, für die regionalen Dreikönigsspiele und speziell für das durchwegs ältere Brauchtum der sogenannten «Königreiche» (*«royaumes»* oder *«roys de la ville»*) von Romont, Châtel-St-Denis, Greyerz, – ausführlich verglichen mit der weitaus bedeutenderen Spieltradition in Freiburg -, sowie etwas weniger umfangreich für jene von Estavayer und Bulle. Einige interessante Quellen sind in verdienstvoller Weise mit Abbildungen und Transkription in einem großen Anhangteil wiedergegeben. Über Schauspieler, Gagen, Proben, Requisiten, Bühne usw. bis hin zum militärischen Aufzug und zum verschossenen Pulver am jährlichen Dreikönigsfest lassen sich so noch erstaunlich viele Einzelheiten ausmachen. Aber auch zu der wechselvollen Geschichte der Spiele an den einzelnen Orten bieten die 222 Seiten wertvolles Material. Interessant sind diese Ergebnisse vor allem in einem noch weiteren literatur- und kulturgeschichtlichen Rahmen, in Hinblick auf Gattungs- und Entwicklungsfragen, gerade auf dem Hintergrund des offenbar verbreiteten *«Königreich»*-Brauchtums (worüber in der Zeitschrift für deutsche Philologie 107 (1988), S. 92–105 bereits ausführlicher berichtet werden konnte, gestützt auf die Ergebnisse von Y.Schärmeli und teilweise auch schon darüber hinausgehend).

Ergänzend nachzutragen wäre, daß der Brauch natürlich nicht auf die Region Freiburg beschränkt war, sondern in ähnlicher Form und Häufigkeit vor allem noch im Wallis nachzuweisen ist (vgl. bes. J.B. BERTRAND, *Notes sur la Fête des Rois en Valais*, in: Schweizer Volkskundl. Korrespondenzblatt 18 (1928), S. 83–89). Darüber hinaus gab es ihn noch in anderen Gebieten, anscheinend auch von Luzern bis in den Jura, wobei der Übergang zum bloßen 'Bohnenkönig' oder anderen Formen eines Jahreskönigs aus den Belegen allerdings nicht immer deutlich wird. Vereinzelte Spuren führen sogar bis nach Frankreich und

Spanien und z. T. bis fast in die Gegenwart (vgl. A. VON GENNEP, *Manuel de Folklore français contemporain*, Paris 1943, Bd 1, 7, S. 2968, 2960 f.). Auf jeden Fall wäre es interessant, diese Erscheinung nun von volkskundlicher Seite her noch einmal im gesamten westeuropäischen Kontext genauer zu untersuchen.

Y. Schärmeli hat ihre Untersuchung ausdrücklich auf den welschen Teil des Kantons Freiburg beschränkt, durchaus sinnvollerweise, nicht nur *«der besseren Übersicht halber»* (sic! S. 1). Über diesen Rahmen hinaus gehen nur einige Schlußbemerkungen, mehr oder weniger vorsichtig formulierte Deutungsversuche bzw. Fragen nach dem «Ursprung» (S. 176–178), die allerdings kaum mehr als ein paar sehr allgemeine (und nicht immer triftige) Hinweise oder Vermutungen abgeben.

Für die meisten Leser etwas irritierend, gelegentlich sogar irreführend, ist neben der ungewohnten und z. T. inkonsequenten Verwendung der Begriffe *«Brauch/Brauchtum»* wohl vor allem das Kapitel «Schlußbemerkungen», wo die eigenen Forschungsresultate offensichtlich etwas (zu) verkürzt wiedergegeben sind. Daß der profane Brauch nicht einfach *«später durch das religiös fundierte Dreikönigsspiel abgelöst wurde»*, wie in der Zusammenfassung gleich mehrfach erklärt wird (S. 178, 174), sondern daneben noch weiter ein recht beharrliches 'Eigenleben' führte, gehört doch zu den ganz wesentlichen Erkenntnissen dieser Publikation. Auch die gewählte Gliederung (jeweils die Zeit **vor** bzw. **nach** dem Erstbeleg für ein Dreikönigsspiel an den verschiedenen Orten) verdeckt leider in einigen Fällen die Kontinuität des Brauchtums, so daß sich der Leser zusammengehörige Elemente manchmal recht mühsam selber zusammensuchen muß.

Erstaunlich ist, daß die Verfasserin den zweifellos schönsten Beweis für den Wert ihrer ganzen Arbeit nicht einmal erwähnt: die Tatsache, daß der inzwischen wiedergefundene und 1985 publizierte Greyerzer Spieltext, *Discour pour le Jour des Roys*, gerade aufgrund ihrer Ergebnisse lokalisiert werden konnte. Das Typoskript Y. Schärmelis lag bereits 1980 (als Lizentiatsarbeit) abgeschlossen vor; einen entsprechenden Hinweis sucht man im ganzen Buch aber leider vergeblich. Für die spätere Drucklegung hätte die Verfasserin wohl ohne großen Aufwand noch einige Anpassungen vornehmen können, z. B. wären die umfangreichen Quelleninventare wesentlich zu straffen gewesen (sogar ohne jeden Informationsverlust, mit ein paar simplen Bindestrichen bei den Jahrzahlen). Der so gewonnene Platz hätte dann sicher ausgereicht für ein kleines Vorwort mit einem Hinweis auf den neueren Forschungsstand oder mindestens auf das Abschlußdatum der Arbeit! Gerade in Hinblick auf den deutschsprachigen Leserkreis außerhalb Freiburgs ist diese verpaßte Aktualisierung besonders bedauerlich. So werden die Ausführungen Y. Schärmelis über das angebliche Spieltextfragment «von Châtel-St-Denis» (bes. S. 102, 114, 158 u. B-Ch 4, S. 199 f.) wohl dazu beitragen, einen alten Irrtum noch lange weiter am Leben zu erhalten.

Für den Druck wurden beim Typoskript, wenn ich richtig sehe, im wesentlichen nur gerade die Abbildungen angepaßt und – als einzige inhaltliche Änderung – in der neu gezeichneten Verbreitungskarte S. 175 der Belegort Albeuve ergänzt. Die Karte zeigt nun zusammenfassend 19 Orte mit Königrei-

chen. Eingeschlossen ist dabei auch Giffers, das streng genommen (gemäß Titel) nicht zum Untersuchungsgebiet gehören würde, aber als bisher einziger Beleg aus dem rein deutschsprachigen Kantonsgebiet sinnvollerweise doch mit aufgenommen wurde.

In Bezug auf die Verbreitung der Königreiche könnten die Angaben der Verfasserin sogar noch wesentlich ergänzt werden.

Hier alphabetisch einige übersehene Orte, die in der von ihr benutzten Literatur bereits erwähnt wurden (z.T. allerdings unsichere Angaben), sowie kurz einige zusätzliche Belege, auf die ich vor allem in den Freiburger Seckelmeisterrechnungen und Ratsmanualen (SRF, RMF) gestoßen bin:

Arconciel?, Autigny 1575 (RMF 110, dat. 17.6.1575), Broc 1467?, Bürglen/Bourguillon 1519+1520 (SRF 234, f.79v; SRF 236, f.82v), Corbières 1603 (RMF 154, dat. 2.1.1603), Ependes 1514 (SRF 224, f.23r), Grandvillars 1467?, Hauteville?, La Tour de Trême 1467?, Matran 1534+1564 (SRF 263, f.14v; SRF 323, f.33v), Mézières 1494?, Rue 1531? +1534? +1600 (Verbot! RMF 151, dat. 22.12.1600), Sâles?, Semsales 1579 (RMF 118, dat. 13.11.1579), Treyvaux 1467?; sowie aus der unmittelbaren Nachbarschaft Chavannes 1526?, Combrement-le-Grand 1520? und Moudon 1520–1536 (vgl. C. GILLIARD, *Moudon sous le régime savoyard,* Lausanne 1929, S. 493 ff.).

Damit ergibt sich heute praktisch schon eine Verdoppelung der Belegorte für die ganze Region gegenüber der Verbreitungskarte Y. Schärmelis von 1980/88. Wichtiger als die Dichte des Belegnetzes sind aber sicher die Informationen zum Inhalt, zu den einzelnen Elementen des Brauchtums. Und in dieser Hinsicht eröffnen auch die oben genannten zusätzlichen Belege kaum mehr wesentlich neue Aspekte gegenüber dem, was in der gut lesbaren, meist solid abgestützten und erfreulicherweise (fast) alle Spekulationen vermeidenden Arbeit von Y. Schärmeli schon mit großem Fleiß zu diesem interessanten Thema zusammengetragen wurde.

NORBERT KING

Jean-Bernard VUILLÈME, *Le temps des derniers cercles. Chronique turbulente des cercles neuchâtelois et suisses romands.* Préface de Jacques Hainard, Carouge-Genève, 1987, 225 pp.

L'intérêt historique et ethnographique de l'étude de Jean-Bernard Vuillème est évident, même si l'auteur ne se prétend pas historien. Préfacé par Jacques Hainard, conservateur du Musée d'ethnographie de Neuchâtel, le livre, à en croire la bibliographie qui l'achève, est le premier du genre, en Suisse romande, à embrasser dans sa globalité un fait de société pourtant marquant de ces deux cents dernières années: le cercle. Surtout répandu en Pays de Neuchâtel, il n'est pas inconnu ailleurs en Romandie, d'où le regard jeté sur Genève, qui semble en être le berceau, sur Vaud, Fribourg, Bienne et le Jura, le Valais seul échappant, selon Vuillème, au phénomène.

Avec raison selon nous, l'auteur s'en tient à une définition restreinte du cercle, celle d'une association affirmant son identité par la poursuite d'un but

essentiellement non lucratif, par le choix d'un lieu de réunion fixe dont il est propriétaire ou locataire, enfin par l'adoption de statuts aux termes desquels la cooptation constitue le moyen privilégié de recrutement. La mouvance, dimension quasi constitutive de l'histoire sociale, rapproche évidemment le cercle d'autres groupements similaires, tel le club anglais ou le salon français. Pourtant quelques traits distinguent, à partir de 1789 surtout, le cercle du salon: celui-ci est plus aristocratique et plus ancien que celui-là. Mais surtout, et cela le rapproche du club anglais, le cercle est exclusivement masculin, tandis que le salon était mixte. Cette ségrégation imposée par le cercle se perpétue à travers tout le XIXe siècle et fort avant dans le XXe. N'est-ce pas une anomalie pour un mode de sociabilité qui se voulait l'expression par excellence des idées modernes de liberté et d'égalité? Le salon, toujours ouvert aux deux sexes, n'était-il pas à cet égard, plus démocratique?

Si elle ne vise pas l'exhaustivité, l'étude de Vuillème permet néanmoins de constater la diffusion progressive des cercles dans l'espace romand. Dès la première moitié du XVIIIe siècle, Genève, foyer de luttes politiques ardentes, leur fait bon accueil. Cette politisation du cercle explique son caractère souvent clandestin à une époque où les libertés de réunion et d'expression sont encore à sens unique: «Lumières» ne riment pas avec pluralisme. Passée la phase révolutionnaire de liberté parfois débridée, Napoléon tentera vainement de faire passer aux Genevois le goût de la «cerclite» et, en 1813, plus des deux tiers des membres appelés à former le gouvernement provisoire sortiront tout droit du Cercle de la Rive, aujourd'hui Cercle de la Terrasse.

En terre neuchâteloise, le premier cercle, fondé en 1759, est celui du Jardin, appelé aussi la Chambre, parce qu'il réunissait, non pas les opposants au régime princier, mais au contraire ses partisans, d'ailleurs liés à la Grande Société de la Berne patricienne. C'est une société d'agrément de style club anglais: on y cause, on y lit, on y joue, on y boit, entre hommes évidemment. Sous ces apparences décontractées, le Cercle du Jardin demeurera, jusqu'à la Révolution de 1848, l'antichambre du pouvoir.

De discret, le cercle devient secret avec celui de la Loge maçonnique, fondé au Locle en 1774. Il concurrence probablement le Cercle montagnard, issu de la réunion, l'année précédente, de cinq industriels ou commerçants enrichis – déjà! – par l'horlogerie. Les affaires dictent à ces notables leur conduite politique: fidélité au régime quand celui-ci sert leurs intérêts, hostilité dans le cas contraire. Le dogme de la liberté du commerce et de l'industrie une fois proclamé à la faveur des révolutions française (1789), helvétique (1798) et neuchâteloise (1848), ils se rallieront au nouvel ordre de choses, quitte à célébrer à nouveau les louanges du roi de Prusse sous la Restauration. En 1842, Frédéric-Guillaume IV en personne n'est-il pas l'hôte, à La Chaux-de-Fonds, du «Cercle de la Maison de la ville»? Dans cette dernière cité, le premier cercle en date est, semble-t-il, celui de la Société patriotique. Fondée en 1792, elle est dissoute l'année suivante déjà sur décision du gouvernement: les idées nouvelles et l'esprit des clubs jacobins, importés de la France voisine, ne sauraient avoir libre cours dans une principauté digne de ce nom!

Nés dans les villes, les cercles, clandestins ou non, émigrent à la campagne dès la première moitié du XIXe siècle: Fontainemelon, Fleurier, Môtiers et Travers

offrent à leurs paysans-horlogers de quoi lire, s'informer et refaire le monde tout en se désaltérant, la soif de nouvelles et de savoir le disputant à celle du vin du terroir. Après la Révolution républicaine de 1848, Colombier (1850), Cortaillod (1851), Les Bayards (1852), Boveresse (1856), Serrières (1871) et Peseux (1873) s'ouvrent à leur tour à une «institution» désormais aussi répandue que l'instruction primaire, mais servant également de quartier général aux partis politiques et, dans le cas du parti radical solidement installé à la barre de l'Etat, d'instrument de contrôle de l'électorat. Cette fonction est si frappante que, pour Vuillème, le cercle, c'est, ni plus ni moins, le «pilier du pouvoir». De fait, les cercles, peu à peu, quadrillent le territoire cantonal. D'une quinzaine en 1850, leur nombre total s'élève à 56 en 1880, soit de 1 pour moins de 2000 habitants. En dépit de la croissance démographique, le canton n'en comptera plus qu'une quarantaine en 1950, signe certain de déclin qu'atteste aussi la diminution du nombre de membres dans les décennies ultérieures.

C'est dire que l'âge d'or des cercles se situe entre 1850 et 1945, l'apogée coïncidant peut-être – mais les chiffres manquent! – avec la Belle Epoque (1890–1914). Un siècle durant, le cercle semble la forme par excellence de la sociabilité neuchâteloise. Il satisfait les besoins des groupements les plus divers: partis politiques et syndicats certes, mais aussi milieux religieux (catholiques, israélites), sociétés maçonniques et philanthropiques («L'Union», fondée en 1843 à Sonvilier, essaime rapidement dans l'arc jurassien où ses adeptes sont surnommés «petits maçons»), alémaniques (l'«Allgemeiner Arbeitsverein» est fondé en 1884 à La Chaux-de-Fonds, ville comptant alors un tiers de germanophones!), tessinois («Pro Ticino»), confédérés de divers cantons («Cercle helvétique», fondé en 1858 à La Chaux-de-Fonds), etc. Dans l'entre-deux-guerres, le goût de la musique instrumentale (fanfares), la pratique du sport (gymnastique) et le jeu (billard, bridge) débouchent sur la création de cercles nouveaux, succédant à ceux, fort anciens, qui se vouaient à la lecture.

De fait, le «Cercle de lecture» du Locle et celui de Neuchâtel, fondés en 1823 et 1825 respectivement, disparaissent ou se transforment au XXe siècle. On y lisait principalement les journaux. Avant la linotype, la rotative et le papier cellulose, le journal était cher, d'où la création de groupements offrant à leurs membres de quoi satisfaire leur besoin de nouvelles. Puis, les bibliothèques publiques, offrant à lire gratuitement, aideront à combler le fameux «vice impuni». A quoi contribuent également, depuis longtemps, les établissements publics: cafés, auberges, restaurants, etc. Aussi la concurrence entre ces derniers et les cercles, où l'on sert aussi à boire, va-t-elle s'accentuer. Au point même qu'avec le temps, nombreux sont les cercles à se transformer en de simples établissements publics, ouverts sans restriction à tous les clients. Seulement, les cercles sauront, souvent, sauvegarder leur privilège d'association privée, échappant ainsi à la loi sur les auberges et à «l'heure de police»: actuellement, des cercles offrent à boire et à manger une bonne partie de la nuit en Pays de Neuchâtel. Tolérance séculaire à interpréter peut-être, selon Vuillème, comme compensation bienvenue à l'épuisante concentration de l'horloger rivé à son établi.

«Le temps des derniers cercles», c'est assurément cette conversion à une convivialité bachique primant désormais leur vocation originelle de lieu de

rencontre privé entre personnes partageant le même idéal: l'accessoire a supplanté l'essentiel, le moyen est devenu le but. Mais c'est aussi et surtout le passage de la phase de politisation à celle de la dépolitisation, le cercle se prêtant, chemin faisant, à toutes les finalités. Aujourd'hui, signe des temps, il accueille très souvent les minorités ethniques et linguistiques de l'Europe en quête de travail dans la prospère Helvétie: Italiens, Espagnols, Portugais, Yougoslaves, etc. Depuis la dernière guerre mondiale, une vingtaine de cercles étrangers sont apparus. Par leur vitalité, ils semblent avoir pris le relais de ceux, glorieux, des Suisses d'autrefois pour qui le cercle n'est plus, souvent, que le lieu compassé d'un culte du souvenir ou, plus souvent encore, le rendez-vous des noctambules impénitents.

GEORGES ANDREY

Claude MACHEREL und Jean STEINAUER, *L'état de ciel. Portrait de ville avec rite. La Fête-Dieu de Fribourg (Suisse)*. Iconographie: Gérard Bourgarel, Freiburg 1989, 328 S., 50 Abb.

Fronleichnam, Corpus Christi, Herrgottstag. Wer in Freiburg aufgewachsen ist und die fünfziger und sechziger Jahre bewußt miterlebt hat, kann sich, sobald er diese Begriffe vernimmt, eines wehmütigen Lächelns nicht erwehren. Man gerät leicht ins Schwärmen und verliert sich in unzähligen Erinnerungen, eine Gefahr, gegen die die Autoren der vorliegenden Untersuchung, der Ethnologe Claude Macherel und der Journalist Jean Steinauer – Freiburger, die seit vielen Jahren hauptsächlich im Ausland leben und daher ihre Heimatstadt mit anderen Augen sehen –, ständig anzukämpfen haben, da sie einerseits auf eigene und fremde Erinnerungen angewiesen sind, andererseits mit einem Idealbegriff des Fronleichnamsfestes arbeiten, der in dieser Reinform keine Entsprechung in der Wirklichkeit gekannt hat.

Kommt hinzu, daß die Abbildungen den nostalgischen Erinnerungswert geradezu potenzieren, da jeder auf den Abbildungen nach bekannten Gesichtern sucht. Für die Freiburger haben also die liebevoll zusammengestellten 50 Abbildungen einen besonderen Reiz, der für andere Leser nicht so groß sein dürfte. Zwei Bildfolgen wurden gar in Kupfertiefdruck hergestellt, ein langsam in Vergessenheit geratendes drucktechnisches Verfahren, das dem Buch einen überraschenden Hauch von Luxus verleiht. Ein kleines Glossar, Anmerkungen und Bibliographie (in beiden sind leider recht viele Druckfehler stehen geblieben) und ein ausführliches erläuterndes Inhaltsverzeichnis bieten dem Leser nützliche Orientierungshilfen.

Etwa in der Mitte des Buches (S. 163–169) stößt man auf ein im ersten Augenblick verblüffendes Kapitel, das den methodischen Ansatz der beiden Autoren erkennen läßt. Der Text kreist um dieses Zentrum wie die Fronleichnamsprozession um ihre (imaginäre) Mitte. Das Kapitel trägt den Titel «Eine einfache Darstellung» und befaßt sich mit dem berühmten Martini-Plan von 1606. Der Kupferstecher Martin Martini entwarf nicht nur ein vollständiges Panorama von Freiburg mit einer Unzahl malerischer Details, sondern er legte auch ein Zeichensystem über den Plan, das die Stadt als geordnete Struktur erscheinen läßt. Dabei treten drei Kriterien in Funktion. Mit Großbuchstaben und Zahlen werden zum ersten öffentliche Gebäude oder Orte, die im Dienst

der Gemeinschaft stehen, hervorgehoben. Zum zweiten sind die Sakralgebäude von den übrigen Bauten unterschieden, und zum dritten besteht innerhalb der beiden Gruppen eine hierarchische Ordnung.

Das dieser Ordnung zugrundeliegende Gesellschaftsbild «bestimmt, wie Georges Dumézil nachgewiesen hat, spätestens seit dem 14. Jahrhundert v. Chr. das religiöse Denken, die Weltanschauung und die gesellschaftlichen Vorstellungen» aller indo-europäischen Völker: «Zuoberst erhebt sich die souveräne Macht, die unter einem magischen und einem rechtlichen Aspekt in Erscheinung tritt; es folgen die physische Macht, in erster Linie jene des Kriegers, und schließlich die Fruchtbarkeit der Menschen, der Fauna und der Flora.»

Diese Struktur bestimmt das gesamte Stadtbild und zugleich das Fronleichnamsfest, in dem die Stadt sich selbst darstellt. Sie bestimmt die Vorbereitungen des Festtags, das Festprogramm und den Aufbau der Prozession. «Martini-Plan und Fronleichnamsprozession (...) gehen von einer aus Stein errichteten und von Menschen bewohnten Stadt aus, einem unendlich komplexen Gebilde, aus dem beide eine vereinfachte Sicht, eine Art Modell, konstruieren. Dieses Modell ist in dem einen Fall graphisch, im anderen rituell und theatralisch. In beiden Fällen vollzieht sich jedoch der Übergang von der Wirklichkeit zum Modell mit Hilfe eines wirkungsvollen Zeichensystems.»

Das beschriebene Modell gibt den Autoren die Möglichkeit, die Stoffülle zu bändigen, die von ihnen gesammelten Daten in ein logisches System einzuordnen, die dem Fest zugrundeliegenden Mechanismen zu erklären und zudem winzigen Details eine oft überraschende Bedeutung abzugewinnen. Ihr Ansatz ist hauptsächlich ethnologisch und nicht historisch ausgerichtet, es geht um synchrone Zusammenhänge, nicht um diachrone Abläufe. Mit anderen Worten: Den Historikern steht hier eine wahre Fundgrube von Daten und Erkenntnissen für ihre eigene Forschung zur Verfügung, und überdies werden sie mit Thesen aus Nachbardisziplinen (Ethnologie, Volkskunde, Soziologie) konfrontiert, in denen sich die historische Sicht auf erkenntnisfördernde Weise spiegelt und bricht.

Wenn, wie Sigmund Freud erkannte, Erinnerung Arbeit ist und gegen den Verdrängungsdruck der herrschenden Kultur geleistet werden muß, so wird klar, warum dieses Buch gerade Gérard Bourgarel als Verleger gefunden hat, der sich als unermüdlicher Initiator und Kämpfer der Bewegung «Pro Freiburg» gegen alle sogenannten Sachzwänge und quer zu jedem Bestreben stellt, wertvolle Kulturgüter der Vergangenheit einem auf eine allzu nahe Zukunft gerichteten profitorientierten Erfolgsdenken zu opfern. Es sind teilweise die gleichen Mechanismen, die die Institution der Fronleichnamsprozession aus dem Leben der Stadt und dem Gedächtnis ihrer Bewohner verdrängt und das in einer lebendigen Altstadt wirkende komplexe Geflecht soziokultureller Beziehungen hinter aufwendig restaurierten, doch sinnentleerten Fassaden erstickt haben.

Die zunächst angekündigte deutsche Ausgabe ist aus verschiedenen Gründen nicht zustande gekommen. Um so mehr ist der Originalausgabe eine lange Präsenz in den Buchhandlungen und im Bewußtsein der Freiburger zu wünschen, zumal das gewichtige und blendend geschriebene Buch weit über allen Tagesmoden steht.

HUBERTUS VON GEMMINGEN